

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 11

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

Elsbeth Pulver

In einer Zirkelrose wohnen

Zum Erscheinen der Gesamtausgabe der Werke von
Marie Luise Kaschnitz und zum zehnten Todestag der Dichterin¹

I

Im Bockshorn

Im Bockshorn sitzen, wohin einer gejagt wird, in dessen beinernen Windungen er weiter und weiter kriecht, vom Hellen ins Spiralingdunkle, als gäbe es dort etwas zu ergründen, vielleicht auch zu hören, ähnlich dem Summen und Dröhnen einer Muschel, nur eben kein Meeresgeräusch, sondern den Wind der Ziegenweiden im Gebirg. Jedenfalls etwas, für das es sich lohnt, sich dünn zu machen, nadelspitzendünn und taub für die Welt, in die wir doch wieder zurückkehren werden, nur nicht ehe wir uns einmal so weit als möglich von ihr entfernt haben, nicht ehe wir das Brausen gehört haben, nicht sofort.

(Aus: Steht noch dahin. Neue Prosa, 1970.²)

Ein Prosastück, an dessen Ursprung ein Einfall steht, ein Spracheinfall vor allem; der Entschluss, eine überlieferte umgangssprachliche Wendung beim Wort zu nehmen und konkret zu sehen. Deren Bedeutung ist klar; sogar über den ironischen Beiklang dürfte man sich einig sein. «Da hat sich einer ins Bockshorn jagen lassen», sagen wir und meinen: er hat sich einschüchtern lassen ohne Grund. Oder auch selbstbewusst: «So leicht lasse ich mich nicht ins Bockshorn jagen.»

Wie weit ein Einfall trägt, merkt man erst, wenn man sich auf ihn einlässt, das Bild gleichsam ins Leben versetzt und sich mit der Autorin ins Bockshorn jagen lässt. Da sitzt man nun, noch verwirrt, vermutlich in der Mitte des Weges, man tastet das beinerne Gehäuse ab und bedenkt, wie

man dahin kam; man kennt den Weg noch nicht, den man weiter gehen, vielmehr kriechen will, jetzt aus eigener Kraft und bereit, sich noch kleiner zu machen, als man, eingeschüchtert, ohnehin schon ist, «*nadelspitzendünn*»; ein Mensch, der, reduziert auf seine Mitte, keinen Raum mehr einnimmt in der Welt.

So lässt sich, vielleicht, eine Interpretation beginnen – aber zu Ende führen nicht. Denn eines ist es, sich in einen Text zu versetzen, bis man eingehet in ihn, Teil von ihm wird – ein anderes, Abstand zu nehmen, die Wörter von aussen zu sehen. Und nur die Spannung zwischen beidem, dem Ernstnehmen des Spiels (es gilt ja ernst!) und der sachlichen Distanz, taugt bei einem Text wie diesem, der eine Geschichte erzählt und sie zugleich reflektiert.

Aus der gebotenen Distanz also ein Blick auf den Ursprung der sprachlichen Wendung. Er steht, im Gegensatz zu ihrer heutigen Bedeutung, nicht fest. Am verbreitetsten ist die Erklärung, es sei ein Wort missverstanden und missdeutet worden; nicht in ein Horn sei, früher, einer gejagt (oder gezwängt) worden, sondern in eine Haut (mhd hamo = Haut wurde als Horn gelesen oder gehört). So auf jeden Fall im Haberfeldtreiben, einem alten Brauch in Bayern und Tirol, bei dem einer in ein Ziegenfell, später in ein Hemd gezwängt und herumgejagt wurde. Es handelte sich dabei um ein sogenanntes Rügegericht, bei dem Verstösse gehandelt wurden, die nicht gerichtlich bestraft werden konnten, vermutlich vor allem Abweichungen vom allgemeinen Brauchtum. Die Unangepassten und Aussenseiterischen wären also von der Mehrheit zu Zucht und Anpassung gezwungen worden: ein Einschüchterungsverfahren im wahrsten Sinn, und auch wenn es dabei für den Delinquenten nicht um Leib und Leben ging, eine demütigende und angstbesetzte Erfahrung³.

Gerade die letzte Information ist leicht in Bezug zu bringen zum Text von Marie Luise Kaschnitz; man stellt sich gerne vor, dass der Eingeschüchterte, der jetzt, *nadelspitzendünn*, tiefer hinein ins Bockshorn kriecht, anders war und ist als die anderen, einer, der immer am Rande stand, vielleicht quer zur Mehrheit, aufässig sogar; dass er zu viel sah oder zu viel sagte. Einen Beweis, dass dem so ist, oder auch nur, dass die Autorin die Herkunft der Wendung kannte, haben wir allerdings nicht; es ist auch nicht wichtig: sie nimmt sie in ihrer heutigen Gestalt wörtlich und sieht mit dem Gejagten das Horn gleichsam von innen. Dieser übrigens ist «einer» am Anfang; er wird in ein «wir» eingeschlossen am Schluss; die Erfahrung, die hier zum Zeichen verkürzt notiert wird, geht die Autorin an und uns auch.

Um in ein Horn hineinzukommen, muss ein Mensch sich klein machen, noch kleiner, wenn er ins Innerste kommen will. Verwandlung, Verkleinerung der Gestalt ist nicht nur ein altes Märchenmotiv, sie kommt auch bei

Marie Luise Kaschnitz vor, unter anderem in einem eher abseitigen Buch, das, während des Krieges entstanden, nach ihrem Willen erst postum veröffentlicht wurde: im Kindermärchen «Der alte Garten»: Zwei Kinder werden zur Strafe dafür, dass sie mutwillig einen Garten verwüstet haben, von den Pflanzen und Tieren dieses Gartens zum Tode verurteilt, es sei denn, sie suchten «*Mutter Erde und Vater Meer*» auf. Dazu müssen sie, in veränderter, eben winziger Gestalt ins Erdinnere eindringen.

Das Kleinwerden ist also zunächst eine Strafe, kann aufgefasst werden auch als Folge der Verängstigung, welche die Kinder erlitten, die vergleichbar ist der Einschüchterung, die am Anfang des Textes «Im Bockshorn» steht. Wer eingeschüchtert wird, fühlt sich tatsächlich fast körperlich kleiner werden, er schrumpft (die Wendung «sich kleinkriegen lassen», auch «sich dünn machen» hat mit dieser Erfahrung zu tun); wer Angst hat, zieht sich in sich selber zusammen, drängt in ein Versteck. Doch ist das Kleinwerden nicht nur als Strafe und Folge der Einschüchterung zu verstehen, es eröffnet auch, und zwar in beiden Texten, die Möglichkeit einer neuen Art des Wahrnehmens. Überblick und Überlegenheit gehen verloren (das mag zusätzliche Angst erwecken), dafür stellt sich eine neue Nähe zu den Dingen ein, hautnahe Berührung, engste Verbindung, als wäre man ein Teil von ihnen. Und die grösste Nähe, das Umschlossensein vom Innenraum des Horns, enthält zugleich die Möglichkeit, eine unbegrenzte Weite wahrzunehmen: das Horn, das ein Gefängnis sein könnte, lässt für den, der sich weit genug hineinwagt, den Wind hörbar werden.

II

Um den Zusammenhang von Wind und Horn, Innen und Aussen zu verdeutlichen, braucht Marie Luise Kaschnitz das Bild einer Muschel, in der man, der Volksmeinung folgend, das Rauschen des Meeres hören kann. Auch wenn die Physiologie etwas anderes lehrt, geht Marie Luise Kaschnitz von der volkstümlichen Deutung aus; diese versinnbildlicht die Korrespondenz zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos; das kleinste Gebilde birgt in sich die Spuren und Signale des grossen, umfassenden Elements, dem es entstammt. Wenn die Autorin diesen Zusammenhang nun von der Muschel auf das Horn überträgt, tut sie es exakt und konkret, wie immer, auch wenn es um Surreales geht; sie evoziert nicht eine unbestimmte Weite, sondern den Wind, der über den Ziegenweiden weht, ja noch präziser: über den Ziegenweiden im Gebirg.

Das Bild der Muschel kommt bei Marie Luise Kaschnitz auch an anderer Stelle vor; überhaupt zeichnet sich in ihrem ganzen Schaffen eine Vorliebe ab für runde Linien, Gewölbe, Innenräume, Höhlen verschiedenster Art

und Grösse, für «*Eingeschlossenes, Kellerhaftes*»; Gerundetes, Verschlungenes sei ihr immer lieber gewesen als Eckiges, sagt sie einmal. Mit dieser Vorliebe verbindet sie den Wunsch, häufig ganz konkret imaginiert, in Rundungen und geschlossenen Räumen geborgen zu sein. Ein solches Verlangen einfach nach bewährtem tiefenpsychologischem Muster als regressiv zu definieren, wäre allzu banal, und es, ebenso einfach, zu deuten als Sehnsucht nach Geborgenheit, zu selbstverständlich; alle Menschen sehnen sich danach, fragt sich nur, welcher Art sie ist und wie sie zustandekommt.

Zu dieser Frage gibt es eine erhellende Textstelle in den Aufzeichnungen «*Tage, Tage, Jahre*» (1968), deren Ausgangspunkt ein Aufenthalt der Tagebuchschreiberin in der römischen Wohnung von Ingeborg Bachmann ist, und, damit verbunden, die eigenartige Scheu, die sie davon abhält, sich der Behausung der Abwesenden mit Worten anzunähern, sie sich innerlich anzueigenen. Da die Wohnung Fenster nur gegen den Hof, nicht gegen die Strasse hat, erweckt sie im einsamen Gast den Eindruck, in einem Versteck zu sein: «*Dunkelheit und Stille, Niemand-weiss-wo-ich-bin-Stimmung.*» Und nun wiederum der Hinweis auf eine Muschel: «*Das Leben ist irgendwo draussen, aber hier in der Muschel sollte es widertönen, meine Stimme werden, könnte sie werden vielleicht, wenn ich hier zu Hause und kein Eindringling wäre, so aber bleibt die Muschel stumm.*»⁴ Die Wohnung wäre also eine Muschel, die schützt; aber sie ist auch der Lebensbereich eines einzigen Lebewesens, nicht übertragbar, und nur für dieses Lebewesen erfüllt sich, was der Volksglaube verspricht: tönt das Leben draussen drinnen wieder, auch das ferne Leben, bis es zur Stimme des Bewohners werden kann – zum Kunstwerk vielleicht.

Verbindet man das hier aufgezeichnete Bild mit unserem Text, lässt sich die Flucht ins Horn ohne schematische Gleichsetzung und ohne Verzerrung verstehen als ein Gang ins eigene Innere, als ein Rückzug auf sich selbst – dies ist übrigens die einzige Rückzugsmöglichkeit, die dem Gejagten bleibt, der ja, gerade wenn man an den Ursprung der Wendung im alten Rügericht denkt, die Erfahrung machen muss, dass die anderen nicht helfen, sondern bedrohen. Die Flucht, das Gejagtsein des Anfangs, schlägt aber bald um in eigene Aktivität, freilich in eine introvertierte; der Weg nach innen wird freiwillig gewählt.

Die Sprache übrigens stützt diese Deutung. Dass die Windungen des Horns «*beinern*» genannt werden, soll gewiss bewusst Assoziationen an das Beinhaus und an das Totengebein wecken; am Tod kommt nicht vorbei, wer den Weg nach innen geht, in diesen gewundenen Raum, der mit einem sehr speziellen Ausdruck das «*Spiralidunkle*» genannt wird: ins Unbekannte, Unerhellte kommt, wer tiefer als üblich in sich dringt, und das Adjektiv «*spiralig*» erinnert daran, dass die Spirale nicht nur eines der

ältesten Ornamente ist, sondern auch als eine eigentliche Grundform des Lebens und der menschlichen Entwicklung verstanden wurde und wird⁵. Auf die symbolische Bedeutung dieser wie anderer Ausdrücke mehr einzugehen, würde nicht nur in diesem Rahmen zu weit führen, sondern auch der behutsamen, gleichsam versteckten Verwendung der bedeutungsschweren Wörter nicht entsprechen: gerade die mythologischen Bezüge sind, wenigstens im Spätwerk von Marie Luise Kaschnitz, mehr als Anspielungen und Zwischentöne zu lesen.

Den Rückzug aus der Welt, als Versuchung und als Realität, den Wunsch, sich selbst zu verkleinern, ja auszulöschen, hat Marie Luise Kaschnitz öfters dargestellt; explizit hat sie sich damit auseinandergesetzt in einer Aufzeichnung von «Engelsbrücke» (1955). Darin stellt sie fest, dass es zunehmend Menschen gebe, die vor einem hohen Amt zurückschreckten, sich lieber in der Menge versteckten (so geschrieben noch vor der Zeit der «grossen Verweigerung»), und sie sucht die Erklärung nicht nur in der Scheu vor der Verantwortung, sondern vor allem in der Angst vor der Schuld, die man mit jeder Art von Handeln auf sich lädt (und freilich ebensosehr mit dem Verzicht auf Handeln). «Die Furcht, andere zu verletzen, und die eigene Verletzlichkeit halten sich dabei die Waage, was am Ende ersehnt wird, ist die Tarnkappe, die Aufhebung der eigenen Identität»⁶ – der Satz erinnert an eine Stelle im Tagebuch «Ruhe und Ordnung»⁷ (1984) von Kurt Marti, wo er die imaginierte Tarnkappe lobt, als eine Möglichkeit, der erfahrenen eigenen Machtlosigkeit eine geheime Allmacht abzugewinnen, die Allmacht im Wahrnehmen des Lebens, ohne selber wahrgenommen zu werden. Ein Autor wie Kurt Marti könnte nicht von der «seligen Verniemandung» sprechen, enthielte dieser Zustand nicht einen verborgenen Gewinn, die wertvollste Erfahrung: die Kreativität. Bescheidener, aber nicht unähnlich deutet Marie Luise Kaschnitz das «Kaummehrdasein als Garantie für den Traumrest persönlichen Lebens». Aus diesem «Traumrest persönlichen Lebens» wird in einem Text wie «Im Bockshorn» ein mystischer Einklang zwischen Innen- und Aussenwelt. In der Erzählung «Zu irgendeiner Zeit» verallgemeinert die Autorin die Erfahrung, die sie in dem zitierten Prosa-Text zum Zeichen verkürzt darstellt, wenn sie sagt: «... dass einer in der Welt sich selbst, aber ein anderer in sich selbst die Welt erkennen könne» und «dass alles nur eines sei, Draussen und Drinnen, Stein und Pflanze, Leben und Tod.»⁸

III

Doch ist es nicht das Draussen schlechthin, was in das Horn hineintönt als eine Vielheit von Stimmen, sondern nur eine, eine gewaltige Stimme: der

Wind, örtlich festgelegt und doch nicht festzuhalten. Auch der Wind ist ein wichtiges Motiv bei Marie Luise Kaschnitz, und ein besonders vieldeutiges. Er kann auftreten als ein Zeichen für das Niedrige und Vergängliche, etwa wenn es am Ende des Gedichts «*Niemand*» heisst: «*Ich Niemand schreib in den Wind.*»⁹ Aber er kann auch eine ungeheure Lebenskraft darstellen, wenn z. B. in einem kleinen Prosastück, das im gleichen Band steht wie «*Im Bockshorn*», ein «*mächtiger Wind*» in ein weit offenes und halbzerstörtes Gotteshaus fährt¹⁰, drohend und als ein Zeichen des Neubeginns zugleich.

Am besten lässt sich das Motiv wohl verstehen, wenn man es mit einem dem Menschenleben zugehörenden Motiv in Zusammenhang bringt: dem Fliegen. Wie dieses verkörpert der Wind eine Lebendigkeit ohne Erden schwer, Kraft ohne Verkrampfung, das Freie und Ungebundene, auch Wilde und Drohende; eine ungehemmte Beweglichkeit, eine gleichsam freigesetzte Existenz, in einer Dimension, in der Leben und Tod nicht zu trennen sind.

Ein Gedicht aus den sechziger Jahren scheint mir geeignet, die Bedeutung des so zentralen Wortes zu erhellen, ohne es ganz aus dem Bildhaften, Vieldeutigen zu lösen:

Windhaus

*Dir zu entfliehen Westwind
Unerträglicher Heuler
Meinem aufgepeitscht klirrenden Fenster
Dem Gurren der Taube*

*Aber wo immer wohin
Nachfahrt mit landüber der Wind
Dieser vom Ozean her
Durch die Burgundische Pforte
Klirrt mir das Fenster auf
Gurrt Holztaube wieder
Schwärzlichen Liebesruf*

*Tritt Herzhaus
Windhaus
Tritt um mich*¹¹.

Das Gedicht ergänzt den Text «*Im Bockshorn*» auf kontrapunktische Weise. Auch es enthält die Motive von Flucht, Bewegung, Geborgenheit, in anderer Verbindung, in einer freieren, auch stärker emotional bestimmten Atmosphäre, in reicherer, d. h. weniger reduzierter Sprache. Der Wind kommt vom Ozean her, der wie wohl kein anderes Element Tod und Leben,

Anfang und Ende umfasst; er bedrängt, selber ein kaum weniger umfassendes Element, das Ich, das zunächst flieht, sich hinter den Fenstern verstecken will. Flucht also auch hier, aber nur im übertragenen Sinn vor einer Bedrohung: der Wind ist eine mächtige Lebenskraft, er bringt auch den Liebesruf der Taube ins Zimmer, damit nicht nur die Stimme der Natur, sondern, schmerzlicher, die Erinnerung an den verstorbenen Lebenspartner, an die verlorene, durch den Tod mindestens entfernte und verwandelte Liebe (deshalb auch der eigenartige Ausdruck: «*schwärzlicher Liebesruf*»).

Die abschliessende Strophe, diese bewegende Konstellation von sieben Wörtern, setzt eine Wende, einen eigentlichen Umschlag voraus: sie hat sich im Unausgesprochenen, im Abstand zwischen den Strophen vollzogen. Der Wind hört auf, Verfolger zu sein, er schliesst sich als ein schützendes Haus um das Ich, das früher Zuflucht suchte hinter dem Fenster des Hauses, hinter dem Soliden der Mauern, und jetzt, stillschweigend, den Wind und die Liebeserinnerung herankommen lässt und begreift als einen Raum der Geborgenheit, der freilich nur umschlossen ist von unsichtbaren, nicht berührbaren – inexistenten Wänden. Wenn im Prosatext die Wände des Horns durchlässig sind für das Brausen des Windes, so wird hier der Wind selber zur Wand, zu einer fragilen, vielleicht gerade deshalb zuverlässigen.

IV

Von einer Rückkehr in die Welt, von einem Verlassen des Hauses ist im Gedicht «*Windhaus*» nicht die Rede, vielleicht weil das Ich, hinter inexistenten Wänden, sich ohnehin in der Welt befindet. Um so mehr ist sie ein Impuls, eine Forderung in «*Im Bockshorn*». Genauer gesagt: der Weg ins eigene Innere, die radikale Verkleinerung auf einen «*Ichpunkt*» (wie er in einer Erzählung von Wilhelm Busch vorkommt) wird nur unternommen unter der Voraussetzung, dass man einmal den Rückweg antritt, und umgekehrt: ehe dieser möglich ist, sollte der mystische Einklang von Ich und Welt erfolgt sein. Beides steht in einer eigenartigen Balance, in wechselweiser Bedingung. Dass es, solange man lebt, keinen Rückzug aus der geschichtlichen Welt gibt, das wird noch besser fassbar in einem anderen Text des Bandes «*Steht noch dahin*» (1970):

Pause

Einmal ausruhen, nichts aufnehmen, nichts annehmen, nichts gutheissen, schlechtheissen, in Zusammenhang bringen. Vielmehr nur dasein, wie am lateinischen Ufer, wenn auch ohne Sand zwischen den Fingern, ohne Wellen im Blick. Oder doch Wellen, die alten Gezeiten, das immer Gleiche, nicht gerade Heutige, die schöne lange Weile, sie misslingt und misslingt

und misslingt. Komm, Trost der Nacht, aber gerade in der Nacht stehen sie da, reissen dir die Lider auf, verlangen die Zeugenaussage, von dir, ja gerade von dir¹².

Das gleiche Thema, die Spannung zwischen Rückzug aus der Welt und der Forderung, hier als Zwang erfahren, sich ihr auszusetzen. Und doch ein anderer Text, ein eindimensionaler, gradliniger. Was in ihm als Rückzugs-wunsch auftritt, ist von Anfang an dazu verurteilt, im Nichts zu enden. Der redet, ist kein Gejagter, eher ein erschöpfter Zeitgenosse. Vielleicht ist es kein Zufall, dass nur sein Wunsch formuliert ist, er selber zunächst nicht einmal mit einem Pronomen bezeichnet wird: es ist eine Art von Unperson, die redet, vielleicht auf der Flucht vor sich selbst so gut wie vor der Welt. Und die Pause, nach der ihn verlangt, führt nicht auf den Weg nach innen.

Vor allem setzt keine eigene Aktivität ein, auch keine noch so introvertierte; keine Bewegung findet statt, eher setzt eine Art Lähmung ein – ein Dasein ausserhalb, ohne jeden Kontakt, ohne Berührung. Gesucht wird ein Fluchttort jenseits der Zeit, eine Art von Nirvana auf Zeit. Das dürfte auch ein Grund sein, dass die ersehnte schöne Langeweile misslingt und im Gegensatz zu «*Im Bockshorn*» die Abkehr von der Welt keinerlei Erfahrung enthält, um derentwillen ein Verweilen sich lohnte. Statt der Nachtigall, die in Anlehnung an den Eichendorff-Vers als Trost angerufen ist, erscheinen Nachtgespenster: sie könnten den Träumen entstammen, aber nur insofern, als diese Erfahrungen des Tages transportieren, keinesfalls sind es Dämonen der Nacht, Figurationen des eigenen Inneren. Zeugenschaft wird verlangt bei Unfällen und Verbrechen; Zeugenschaft wird, in einem weiteren und zugleich strengerem Sinn, verlangt bei geschichtlichen Ereignissen, an denen teilhat, auch wer nicht teilhaben will. Die «Unperson» des Anfangs wird hier streng und gezielt als ein «*Du*» angesprochen oder redet sich selber so an, sie wird in die Pflicht der Zeugenschaft genommen. Der Schluss übrigens wirft auf den Anfang ein etwas anderes Licht: wer von den Ereignissen des Tages so betroffen wird, dass sie ihn noch des Nachts heimsuchen, dass die Opfer der Geschichte (die der Gegenwart und wohl auch die einer noch nicht fernen Vergangenheit) ihm gewaltsam die Lider aufreissen, der hat zu Wünschen nach Ruhe Grund – aber dennoch kein Recht! Das blosse Dasein, die schöne Langeweile, wäre, so verstanden, eine Art Totstellreflex, dem kein Erfolg beschieden sein kann.

Wie dem auch sei: auf dem Hintergrund dieses thematisch so verwandten Textes wird die sprachliche Vielschichtigkeit von «*Im Bockshorn*» besonders klar sichtbar. In dieser Feststellung mag eine Art von Werturteil liegen. Tatsächlich ist «*Im Bockshorn*» der reichere, offenere, nüanciertere Text. Das hängt bereits mit der Wahl des Motivs zusammen – doch ist auch diese

Teil der schriftstellerischen Leistung! Es ist, wie wenn die von einem alten Brauch abgeleitete Wendung, wie wenn vor allem das Bild des Bockshorns von selbst eine Fülle von Zwischentönen mit sich brächte, während in «*Pause*» die Wörter verhältnismässig abstrakt und folglich echolos sind. Auffallend ist nun, wie sehr sich die Syntax der Komplexität der Wörter und Bilder anpasst. Die Ellipse dominiert zwar in beiden Texten, doch besagt das zunächst wenig. In «*Pause*» ist der anreichende Charakter der Sätze auffällig (zuerst Infinitive, dann Hauptwörter, am Schluss kurze Sätze). Damit verglichen wirkt die Syntax in «*Im Bockshorn*» wie ein akrobatisches Spiel mit Nebensätzen, das mit Leichtigkeit ausgeführt wird, wie überhaupt die besten Kunststücke. Verblüffend wirkt vor allem der Anfang: der bewegten, fast dramatischen Wendung «*ins Bockhorn jagen*» wird, in einem elliptischen Hauptsatz, nur der Endzustand dieses Vorgangs abgewonnen. Doch dauert die Ruhe genau drei Wörter lang: sie wird in den Nebensätzen aufgelöst in eine komplizierte Bewegung: der erste Relativsatz («*wohin einer gejagt wird*») berichtet, wie es dazu kam, dass einer nun da im Bockhorn sitzt, in der Mitte des Wegs vermutlich, der nächste Nebensatz («*in dessen Windungen er weiter und weiter kriecht*») führt tiefer ins Innere hinein. Im Konjunktiv, ja im Irrealis wird dann beschrieben, was als Ahnung weitertreibt, unwiderstehlich anzieht. Der zweite der beiden Sätze enthält, wiederum in den Nebensätzen und eng aufeinander, die Bewegung, die ins Innere des Horns führt – und die andere, die einmal zurückführen muss in die Welt; Wunsch und Forderung, neben- und gegeneinander gestellt.

Unsicher bleibt dabei, ob das Innerste je erreicht, das Rauschen je gehört wird. Doch ist das nicht wichtig. Auch in diesem Punkt unterscheiden sich die beiden Texte: während in «*Pause*» die für Augenblicke erreichte Ruhe leer, inhaltslos bleibt, der Erschöpfte schliesslich ungestärkt wieder in die Zeit gerissen wird – gewinnt der «*ins Bockhorn*» Gejagte – falls er das Rauschen hört oder auch nur ahnt, eine wesentliche, eine unersetzbliche Erfahrung, die ihm, vielleicht, die Rückkehr in die Welt erleichtert. Die Muschel, zu der ihm das Bockhorn wird, bleibt nicht stumm: sie klingt.

V

Ob im folgenden Bild ein Summen oder leises Klingen zu hören ist, oder ob Totenstille darin herrscht, ist ungewiss; entstammt es doch einer Welt, in die man nur mit Ahnungen – keineswegs überflüssigen – hineinlangen kann:

«*In einer Zirkelrose wäre (später einmal) gut wohnen*» – der Satz steht ebenfalls in «*Tag, Tag, Jahre*»¹³, und die Autorin entwirft in der Folge, angeregt durch einen aufgefundenen leeren Reisszeugkasten und in Gedan-

ken immer wieder mit dem Zirkel einen neuen und anders situierten Halbkreis schlagend, ein solches «*Gebilde von makelloser Symmetrie*», in dem sie «*später einmal*» (und man weiss, was dieses «*später einmal*» heisst) ihren Platz finden könnte, selber körperlos wie die Zirkelrose, nicht nur «*nadel-spitzendünn*»!

Hat in diesem Satz, im angedeuteten Text das Motiv, das uns in diesem Versuch beschäftigte – man kann es das Motiv des Gerundeten, der umschliessenden Innenräume nennen und z. B. die Höhle, die Muschel, das Horn und anderes mehr dazu rechnen – hat hier dies Motiv eine letzte Stufe der Entwicklung und Abstraktion erreicht, obgleich der zitierte Satz, früher entstand als der Text «*Im Bockshorn*»? Der Satz und der anschliessende Text dürften auf jeden Fall verdeutlichen, dass das Motiv auch eine erdabgewandte Seite hat, die freilich selbst dort durchscheint, wo es noch ganz im Lebenszusammenhang gesehen wird.

Die Zirkelrose: eine spielerisch entworfene, dennoch geometrische, regelmässige Form, von der Autorin hier gewählt in Gegensatz zu ihrer sonstigen Vorliebe für Formen und Gebilde, die in der Natur vorkommen, folglich nicht streng regelmässig sind; ein abstraktes Bild, in dem Lebendiges (die Rose selbst, die Margerite, deren Form das Zirkelspiel annimmt) nur noch zeichenhaft vorhanden ist. Eine letzte Stufe, gewiss, und keineswegs eine unwichtige, eines wichtigen Motivs.

Der Hinweis auf diese gleichsam spielerisch, mit leichter Hand entworfene Todesvision, ändert nichts an der Tatsache, dass im Schaffen von Marie Luise Kaschnitz bis zuletzt die Spannung bestehen blieb zwischen ihrer Aufmerksamkeit für die Zeit und dem Wunsch, eine innere, gleichsam körperlose Geborgenheit zu finden. Im Aufsatz «*Warum ich nicht wie Georg Trakl schreibe*» bemerkt sie einmal, es sei ihr, im Gegensatz zu Trakl, nicht gegeben gewesen, das Unaussagbare auszudrücken, sondern lediglich «*die Botschaften ihrer Zeitgenossen weiterzugeben*»¹⁴. Wie immer, wenn es um ihre schriftstellerische Arbeit ging, neigte sie auch in dieser Bemerkung zum understatement. Dass sie in Texten wie in den in diesem Versuch zitierten und interpretierten mit oft scheinbar leichtgewichtigen Wörtern und Bildern diesem Unaussagbaren immer wieder auf der Spur war, das hätte sie selbst wohl nie gesagt, doch besteht kein Grund, es nicht dennoch festzustellen.

Auf jeden Fall ist der Schriftsteller, wie sie ihn sieht, auch eingeengt auf die Rolle des Zeitgenossen, keineswegs nur der Protokollführer der Zeit, gar ihr Stenograph. Wer die Botschaften der Zeitgenossen weitergeben will, muss zuerst selber ein Zeitgenosse sein, das heisst ein Mensch, gegenwärtig in der Zeit, aber auch ausgestattet mit dem «*Traumrest persönlichen Lebens*», auch mit dem Verlangen nach so etwas wie Geborgenheit. Geborgen-

heit, ein fragwürdiges Wort – falls es nicht, wie dies bei Marie Luise Kaschnitz immer radikaler geschieht, aufgefasst wird als Chiffre für eine keineswegs idyllische, für eine mutige, ja kühne Erfahrung. Nicht zufällig lässt sie die Behausungen und Räume, die Geborgenheit vermitteln können, zunehmend durchlässiger, fragil werden: ein Haus aus Wind, Luft, an die man sich lehnen kann – in letzter Konsequenz eine Zirkelrose, in die Luft gezeichnet. Dass man sich in einer solchen zu wohnen wünscht, hindert nicht daran, in der Zeit gegenwärtig zu sein.

¹ Marie Luise Kaschnitz, 31. Januar 1901 bis 10. Oktober 1974. – ² Gesammelte Werke, hrsg. von Christian Büttner und Norbert Miller, Insel, Frankfurt am Main 1981 ff., Bd. 3, S. 245. – ³ Duden, Herkunftswörterbuch. – ⁴ Gesammelte Werke, Bd. 3, a.a.O., S. 23. – ⁵ Der Mann von M. L. Kaschnitz hat eine Untersuchung über die Spirale geschrieben: Guido von Kaschnitz-Weinberg, Zur Herkunft der Spirale in der Ägäis. Prähist. Zeitschrift 34/35, S. 193–215. – ⁶ Gesammelte Werke, Bd. 2, S. 101. – ⁷ Kurt Marti,

Ruhe und Ordnung, Aufzeichnungen, Abschweifungen, Luchterhand, Darmstadt 1984. – ⁸ Gesammelte Werke, Bd. 4, a.a.O., S. 434. – ⁹ Überallnie, Ausgewählte Gedichte 1928–1956, Claassen, Hamburg 1965, S. 221. – ¹⁰ Gesammelte Werke, Bd. 3, S. 380. – ¹¹ Kein Zauberspruch, Insel, Frankfurt am Main, S. 44. – ¹² Gesammelte Werke, Bd. 3, a.a.O., S. 369. – ¹³ Gesammelte Werke, Bd. 3, a.a.O., S. 71. – ¹⁴ Zwischen Immer und nie, Suhrkamp Taschenbuch 425, Insel, Frankfurt am Main 1977, S. 277.

ATAG

Wirtschaftsprüfung
Wirtschaftsberatung

Allgemeine
Treuhand AG

Nicht mehr im Gespräch:

Das Lob der Besonnenheit

Sten Nadolny, «Die Entdeckung der Langsamkeit»

«*Die Entdeckung der Langsamkeit*» ist 1983 erschienen. Da waren schon mehr als drei Jahre verstrichen, seit der Autor für das fünfte Kapitel des Buches mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet worden war. Damals war er eine Zeitlang im Gespräch, aber der Roman eben noch nicht abgeschlossen. Als das Werk 1983 erschien, standen längst andere Entdeckungen als die der Langsamkeit zur aktuellen Diskussion¹. Die Aufmerksamkeit der Medien ist so gut wie ausschliesslich aufs Neue gerichtet. Schnell wechseln die Namen und die Themen, immer auch im Blick darauf, was Chancen

habe, das Interesse auf sich zu ziehen. Wenn da gar einer kommt, der in seltsam und weltfremd anmutendem Eigensinn das Gegenteil des Flüchtigen zu seinem Gegenstande wählt, läuft er am Ende noch Gefahr, als Schlau-meier missverstanden zu werden. Man denkt vielleicht, das sei auch nur ein Einfall mehr, um wenigstens im Augenblick des ersten Erscheinens aufzufallen. Aber dieser Roman, Biographie, Seefahrer- und Entwicklungsroman in einem, ist für mich eines der Werke, die über die Zeit ihrer ersten Veröffentlichung hinaus Bestand haben werden. Sten Nadolny, der es ge-

Die Rubrik «Nicht mehr im Gespräch» ist nicht eine Abteilung für Vergessenes. Es sollen darin Werke der Literatur besprochen werden, die möglicherweise in den allgemeinen und stets aufs neue genutzten Besitz übergegangen sind. Nicht mehr im Gespräch sind sie jedoch da, wo die Neuigkeiten verhandelt und die Trends bestimmt werden: auf den Literaturseiten, im Kulturressort der Massenmedien. Die Rubrik ist von Kritikern ausdrücklich angeregt und gewünscht worden, die hier ihr Recht auf freie Wahl ihres Gegenstandes, auf Vorlieben, auf Subjektivität wahrnehmen möchten. Vielleicht wird unter den Büchern oder Gesamtwerken, die hier in unregelmässiger Folge diskutiert werden sollen, ab und zu auch eines sein, das noch vor wenigen Jahren im Gespräch gewesen ist, eine viel beachtete, umstrittene, gepriesene Neuheit. Eine Monatszeitschrift, schon weil sie nicht ausschliesslich der Literatur gewidmet ist, kommt immer wieder in die Lage, dass sie Neuerscheinungen, auf die sie unbedingt eingehen möchte, nicht fristgerecht, nämlich in der Zeit, in der sie Aktualität haben, anzeigen und kritisch würdigen kann. Die Flut des Neueren überläuft ständig das nicht mehr ganz Neue. Hier also werden wir auch auf Werke eingehen, die nicht mehr im Gespräch sind, obgleich sie erst vor einem oder zwei Jahren erschienen sind. An ihnen besonders erweist sich, dass literarische Gegenwart mehr umspannt als die kurzfristige Aktualität.

schrieben hat, 1942 in Zehdenick an der Havel geboren, in Geschichte promoviert und nach beruflichen Anfängen als Geschichtslehrer beim Film tätig, legte damit seine zweite Prosaarbeit vor. Man muss annehmen, dass er sich Zeit lässt und langsam arbeitet, gründlich und gewissenhaft, treu seinem eigenen Gesetz. Auch der Leser sollte sich darauf einstellen. Hier ist ein Erzähler, der ihn bedächtig durch die Ereignisse führt, der nichts überraszt und eben dadurch Vertrauen erweckt. Zwar erzählt er eine Abenteuergeschichte, und sein Buch handelt von Seeschlachten und Entdeckungsfahrten, von Vorstößen in die lebensfeindlichen Eiswüsten der Arktis. Doch hat er sich auf sein Vorhaben so gewissenhaft vorbereitet wie sein Held, der Forschungsreisende John Franklin, auf seine Expeditionen. Da wird nichts dem Zufall oder der raschen Eingebung überlassen, da ist kein Platz für kühne Handstreichs und noch weniger für Blendwerk. Es geht vielmehr darum, in allem sehr genau zu sein, vor jedem Entschluss gründlich nachzudenken, zu beobachten und abzuwarten. Und für den Erzähler geht es darum, den geistigen Raum hinter den Ereignissen auszumessen, die tieferen Schichten der Person aufzusuchen, der seine Geschichte zugesetzt ist.

John Franklin hat von 1786 bis 1847 gelebt, eine historische Figur, nach der die Franklinstrasse zwischen den Inseln Boothia und Prinz-Wales-Land benannt ist. Am Bombardement von Kopenhagen hat er als Seekadett teilgenommen, begleitete Flinders auf seiner Entdeckungsreise nach Australien, focht 1805 auf Seiner Majestät Schiff «Bellerophon» bei Trafalgar und kommandierte 1818 bei der Nordpolexpe-

dition des Kapitäns Buchan die Brigg «Trent». Zusammen mit Back und Richardson unternahm er im Auftrag der Regierung zwei Erkundungsreisen zu Lande nach der Mündung des Kupferminenflusses, wobei er den Verlauf der Küste kartographisch aufnahm und seine Ergebnisse unter äußersten Schwierigkeiten – bei der ersten Reise entging er nur knapp dem Hungertode – nach Hause brachte. Er hat darüber zwei Reiseberichte geschrieben und veröffentlicht, die ihn berühmt machten. Er wurde zum Ritter und zum Doktor der Rechte ernannt, war eine Zeitlang Gouverneur von Van Diemen's Land (Tasmanien) und machte sich 1845 noch einmal im Dienste der Admiralität auf, um die Nordwestpassage zu Schiff zu suchen. Als nach drei Jahren keine Nachrichten mehr von ihm eintrafen, suchte man nach den Vermissten. Erst 1859 fand der Kapitän McClintock auf King William-Land ein Schriftstück, aus dem eindeutig hervorging, dass die Teilnehmer der Expedition nach dem Tode Franklins und nachdem ihre Schiffe ganz vom Eis eingeschlossen worden waren, zu Fuss versucht hatten, zum Grossen Fischfluss durchzukommen. Sie sind bei diesem Versuch umgekommen².

Nadolny gibt im Anhang seines Romans mit der Gewissenhaftigkeit des Historikers bibliographische Auskünfte über die Fachliteratur. Neben den Biographien von Owen und Traill sind da die Reiseberichte Sir Johns mit ihren Erscheinungsjahren 1823 und 1829 verzeichnet nebst vielen anderen Publikationen. Aber Sten Nadolny hat einen Roman, keine wissenschaftliche Biographie geschrieben. Er folgt den Quellen nicht sklavisch, sondern ver-

wendet sie frei als Material, spielt etwa nach gestalterischen Gesichtspunkten mit der Chronologie und benutzt das Faktische und Historische, das er ihnen entnimmt, als Hintergrund. Das Thema aber ist, wie der merkwürdige und vielleicht dem Verkaufserfolg des Buches nicht besonders günstige Titel verspricht: die Entdeckung der Langsamkeit.

Denn John Franklin ist ein langsamer Schüler, langsam im Sprechen und langsam im Denken. Er ist nicht fähig, einen Ball zu fangen; seinen Mitschülern erscheint er als schwerfällig, als Zielscheibe ihres Spotts. Er hat früh schon den Wunsch, zur See zu fahren. Aber wird er sich als Seemann auch bewähren können mit seiner langsam Bedächtigkeit, seinem zwar gründlichen und zuverlässigen Verstand, der aber viel Zeit braucht? In aller Ausführlichkeit erzählt Sten Nadolny die Stationen der Entwicklung eines Kindes und Jünglings, der die Geduld seiner Erzieher auf harte Proben stellt. Im Internat übt der Lateinlehrer Dr. Orme bedeutenden Einfluss auf ihn aus. Es folgt die Reise nach Lissabon, der Eintritt in die Kriegsmarine und das furchtbare Erlebnis des Bombardements von Kopenhagen im Jahre 1801. John Franklin erlebt die Realität des Seekriegs in der ihm eigenen Gangart, gewissermassen in Zeitlupe, was sie grausamer und schrecklicher macht. Bei alldem jedoch erlernt er allmählich seinen Beruf und wird ein tüchtiger Seemann. Mit Flinders fährt er nach Australien, da ist er fünfzehn Jahre alt, und nach der Rückkehr macht er auf der «Bellerophon» die Schlacht bei Trafalgar mit. Nadolny schildert, aus der Sicht seines bedächtigen Helden, die Situation vor

der Schlacht, die Entschlossenheit zum Kampf und die grimmige Bereitschaft der Offiziere und Mannschaften. Aber er bemerkt auch: «*Ewig liess sich eine heroische Stimmung nicht halten.*» Von weitem sieht die britische Flotte gebieterisch aus, auch drohend, aber von nahem heisst das eigentlich nur, dass der Volontär Midshipmen, der Maat Quartiermeister und der fünfte Leutnant vierter werden wollen. John erinnert sich mitten im Schlachtgeschehen der Worte seines Lateinlehrers, der gesagt hat, man müsse auf die eigene innere Stimme hören, nicht auf die der andern. Die Erfahrung von Kopenhagen wiederholt sich. Der Krieg zwingt dem Menschen Handlungen und Gangarten auf, die ihn zerstören, auch wenn er unversehrt aus der Schlacht hervorgeht.

Zu John Franklin gehört, dass er in Ruhe überlegen kann. Einmal, er ist – nach Erfahrungen als Kapitän und als Leiter zweier Landexpeditionen – gerade dabei, seinen Gouverneursposten in Van Diemen's Land anzutreten, entwirft er ein System der optimalen Regierung. An der Spitze, meint er, müssten immer zwei Menschen stehen. Einer muss die Geschäfte führen, handeln, regieren, das Nötige für den Augenblick tun. Der andere jedoch muss Ruhe und Abstand bewahren. Er darf sich nicht um das Eilige kümmern, sondern soll die Einzelheiten lange anschauen und auf seine innere Stimme hören. «*Sein eigener Rhythmus, sein gut behüteter langer Atem sind die Zuflucht vor allen scheinbaren Dringlichkeiten, vor angeblichen Notwendigkeiten ohne Ausweg, vor kurzlebigen Lösungen.*» Das ist eine der vielen Stellen, in denen umschrieben wird, wodurch sich Sir John

Franklin als Seemann, Forschungsreisender und oberster Chef der Verwaltung einer Kolonie Respekt und Autorität verschafft. Er ist, um es im Jargon der Aktualität auszudrücken, das Gegenteil eines dynamischen Menschen. Das Gesetz der Langsamkeit liegt seinem Leben und seinem Wirken zugrunde. Es bewährt sich besonders eindrucksvoll in schwierigen und fast aussichtslosen Situationen, auf seinen Expeditionen in die Arktis. Er rettet die Schiffe des Kapitäns Buchan vor der Vernichtung im Sturm, weil er lange beobachtet und genau hinsieht, während seine Kameraden rasch und überstürzt handeln möchten. John Franklin tut im richtigen Augenblick das Richtige. Einmal, auf seiner ersten Expedition an die arktischen Küstengebiete, kommt es zu einer Verhandlung mit Akaitcho, dem Häuptling der Kupferminenindianer. Alles hängt davon ab, die Eingeborenen zu Hilfeleistungen zu gewinnen, weil die Expedition sonst verloren wäre. Dem Häuptling aber imponiert der fremde Kommandant, weil er im Verlauf des bedächtig geführten Gesprächs spürt, dass John Franklin über einen «*grossen Reichtum an Zeit*» verfügt. Und dieser wiederum, die positiven Ergebnisse des Gesprächs bedenkend, kommt zu dem Schluss, dass Frieden überall dort entstehe, «*wo man nicht schnell, sondern langsam aufeinander zugeht*». Nadolny kann da möglicherweise auch auf seine historischen Studien zurückgreifen. Er hat über Abrüstungsverhandlungen zur Zeit der Weimarer Republik seine Dissertation geschrieben.

Dieses erstaunliche Buch, reich an Wissen, sachlicher Information und menschlicher Erfahrung, entzieht sich der raschen Einordnung in eine der

Abteilungen literarischer Aktualität. Es steht ausserhalb des modischen Geschehens, ausserhalb der wechselnden Strömungen, die je länger je mehr Erscheinungen einer Saison sind. Es bezieht sein ästhetisches Gesetz aus seinem Stoff. Es spielt in einer Zeit, in der das Dampfschiff eben erst in Prototypen erprobt wurde und in welcher die Bilder laufen lernten, mit Hilfe des Bildumwälzers des Dr. Orme zuerst und dann unter Bezug des Kinematographen. Darum wird hier mit Bedächtigkeit erzählt, mit der Gelassenheit dessen, der weiß, dass er Zeit hat. Der Leser lernt mit John Franklin die komplizierten Ausrüstungsgegenstände eines Segelschiffes kennen, die Namen der Segel und der Schoten und Fallen, der Reffbändsel und Besangaffel, Vorstag, Stampfstock, Stampfstockgeien und Stampfstockstagen. John Franklin, der Seekadett, lernt «*ganze Flotten*» von Wörtern auswendig, aber er lernt auch die Dinge, die zu diesen Wörtern gehören, beharrlich und gründlich. Er prägt sich ein, was er wissen muss, um es in kritischer Lage überblicken zu können. Auf diese Weise erwirbt er sich Kompetenz. Auch die Erfahrungen und die sich daraus ergebenden Grundsätze für den Umgang mit Untergebenen, für die der Kapitän verantwortlich ist, Prinzipien der Führung auf See und auf Expeditionen zu Lande werden an Beispielen erörtert. Dem besonnenen John Franklin wächst Autorität zu, weil er die solidesten Kenntnisse hat und darum nicht den Einflüsterungen von Schmeichlern ausgeliefert ist. Er kann die Meinungen seiner Offiziere einholen und dann entscheiden. In herausgehobener, kritischer Situation befindet sich sowohl der Kapitän wie der

Leiter der Arktisexpedition zu Lande oder der Gouverneur einer Strafkolonie. In dieser Situation muss sich erweisen, was ein Mensch allein durch sein Beispiel, durch seine ruhige Festigkeit und seine Besonnenheit vermag. Sten Nadolny erzählt aus dem Leben eines Mannes, der wirklich gelebt hat. Aber er erzählt seine Geschichte im Hinblick auf Möglichkeiten des Menschen, auf die Kraft, die einem zuwächst, der auf sich selber zu achten und zu hören gelernt hat, auf die Wahrhaftigkeit seines Wesens. Die Entdeckung der Langsamkeit ist die Entdeckung eines Prinzips oder Systems.

Noch einmal: Wo denn liesse sich einordnen, was da entstanden ist? Man geht nicht fehl, wenn man feststellt, dass «*Die Entdeckung der Langsamkeit*» unzeitgemäß wirkt. Nüchterner und weniger mythisch als «*Moby Dick*», den man hier wohl erwähnen muss, bedächtiger und weniger anekdotisch als «*Hollands Glorie*», Jan de Hartogs Roman über die grosse Schleppfahrt, ist Sten Nadolnys Buch vielleicht doch in derartiger Nachbar-

schaft anzusiedeln. Das Lob der Besonnenheit, zu der sich Sir John Franklins Lebensgeschichte darin gestaltet, ist zugleich Mahnung und Wohltat in hektischer Zeit. Das Zeitalter, das John Franklin hervorgebracht hat, ist gegenwärtig, Naturwissenschaft und Technik geben dem Menschen die Mittel zur Eroberung der Erde in die Hand. Aber noch sind sie eingebunden in ältere Ordnungen, von denen man sagen darf, dass sie menschlich sind.

Anton Kräftli

¹ Sten Nadolny, *Die Entdeckung der Langsamkeit*. Roman. R. Piper Verlag, München 1983. – ² Soeben meldet die Presse, kanadische Wissenschaftler seien daran, die Ursachen des vollständigen Scheiterns der Nordpolexpedition Sir John Franklins zu ergründen. Aus dem Eisgrab auf der Beechey-Insel, dessen Lage bekannt war, sei die Leiche des im Alter von zwanzig Jahren verstorbenen Maats John Torrington so gut erhalten geborgen worden, dass man hofft, aus Gewebeproben Aufschluss über seine Todesursache und damit vielleicht über den möglichen Untergang der 129 Expeditionsteilnehmer zu gewinnen.

In der Vorhölle

Christoph Geiser, «Wüstenfahrt»

«Ich begriff, welchen Mut es ihn gekostet hatte, als erster ein Zeichen zu geben ... Er trug, freiwillig, das Kainsmal, und ich hatte mich nicht einmal getraut, genau genug hinzusehen ...» Der Homosexuelle, der dies registriert, ist der Ich-Erzähler in Christoph Geisers Roman «Wüsten-

fahrt», er erfüllt einen einstündigen Lehrauftrag in einem gottverlassenen College in Ohio zur Zeit der Winterstürme¹. Mit dem Klavierstudenten Kent hat er eine Nacht verbracht. Das Kainsmal ist seine Veranlagung, die ihn zum Outsider stempelt in der Gesellschaft, die er dennoch nicht ver-

bergen kann vor den andern und vor allem vor sich selbst. Dafür steht im kleinen dieses von der Umwelt abgeschnittene Campus, wo er den Studenten die Ordnung der Engel in Rilkes «*Duineser Elegien*» erklärt, selber versessen auf den bronzenen und blonden Engel der Halbwüchsigen, die sich im Frühling vor seinem Mückengitter tummeln. Der amerikanische Traum: ein Alptraum.

Der Erzähler führt Tagebuch in einem linierten Schulheft, die Aufzeichnungen – in gedanklich vertrauter Mundart – sind an ein Du gerichtet, den Freund in der Schweiz, den Fürsprecher, der den Dienstverweigerer amtlich verteidigt hat. Zu ihm kehrt er heim nach Los Angeles wie in eine Familie. Doch da ist ein Konkurrent, der Strichjunge Stevy, die Intimität zu dritt erweist sich als ein Ding der Unmöglichkeit. Stevy ist ein Wüstenfuchs, ein Roadrunner, der alles in Kauf zu nehmen scheint. In Los Angeles – Lost Angels – kämpfen die Wüste und der Pazifik um eine Geisterstadt, die in den Ozean kippen wird. Dann der Magic Mountain, die grösste Achterbahn der Welt, wo die Fahrgäste in den Urschrei der Erlösung fallen. Wie in Jean Paul Sartres Hölle im Stück «*Huis Clos*» beobachtet jeder jede Regung eines jeden, man kann nie die Augen schliessen. Der Erzähler, selber ein Wüstentier, ein Steppenwolf, verweigert sich der Zivilisation und ist eifersüchtig auf den Bastard Stevy, der fallen gelassen wird, wie er aufgegriffen wurde.

Ein Ausflug in die Wüste wird zur Probefahrt für die grosse Reise durch Arizona, die bis an den südlichsten Punkt führt, bis zur Grenze von Mexiko. Der Erzähler und der Fürspre-

cher hängen in Alkoholoasen herum, trösten sich mit Jack Daniels oder Southern Comfort, rauchen auch mal Gras. Leider halluzinieren die beiden nie gleichzeitig. Sie besichtigen die Riesenakazien, die Saguaros, die «*Elefanten des Westens*», die dreissig Jahre wachsen, ehe sie zum ersten Mal blühen. Der Fürsprecher sucht sich die Motive aus für die fotografische Reisechronik. Überland herrscht ein wortloses Verständnis. In den Motels buchen sie ein Doppelzimmer mit Dusche, abgeschirmt durch die «*Geheimsprache*» ihrer Mundart, das Du, das sich vom «*you*» so sehr unterscheidet. Und sie besuchen den Zabriskie Point, wo Antonioni die gigantische Echsenbegattung gefilmt hat. Sie warten auf den Kondor und sehen stattdessen einen Steinadler. Der Aasgeier wird zum Wappentier dieser Expedition in einen funktoten Bermuda-Raum. Der Jurist erklärt die silbrige Wüstenlandschaft für schlechterdings unbeschreiblich, alle Klassifikationsversuche zerfallen in hilfloses Gestammel.

Nachts werden sie beinahe von der Zivilisation überrannt, von einer Rally heimrasender Wohnmobile, grell erleuchtet, mit aufgeblendeten Scheinwerfern. Aus ihrer Sicht das «*andere*» Amerika, Wochenendurlauber von Phoenix, die wie eine Horde über die Wüste hereinbrechen. Am Rande des Wüstenstichs werden frühere Reisen durch die Sahara und in die griechischen Berge herbeihalluziniert. Was suchen die Freunde, wenn sie von ihrem «*südlichsten Punkt*» reden? Sie erproben die Grenzüberschreitung in der Zivilisation, der sie sich in ihrer Andersartigkeit entziehen. Der Erzähler sieht sich als «*illegal alien*», der das Terrain Mexikos heimlich betreten hat.

Die Wüstenfahrt wird zur Metapher für die Einsamkeit auch zu zweit. «*Wir wollten eigentlich die Kojoten hören . . .*» Die Geschichte wird «*irreversibel, unumkehrbar*». Die Fremdheit der Landschaft überträgt sich auf die Beziehung. Kann man mit dir eigentlich nur noch in die Wüste gehen, fragt sich das Ich. Man erinnert sich an die Metaphorik der Wendung «*jemanden in die Wüste schicken*». Die Freunde kommen sich wie ausgespuckt vor am Ende der westlichen Welt, die nicht untergehen will.

Im dritten Teil, «*Fluchtversuche*» genannt, wird in die Anfänge des homoerotischen Verhältnisses zurückgeblendet. Der Erzähler nennt seine Aufzeichnungen, in denen er um den eigenen Zusammenhang kämpft, «*ein pausenloses Selbstgespräch: mit dir*». Dies ist auch der Grund, weshalb die sonst problematische Du-Form bei Geiser nie peinlich wird: der Text ist nicht nur Widmung, sondern auch ein Dialog mit sich selbst über die Situation des «*Lovers*». Genau genommen muss man sagen «*Geschlechtpartner*», denn es gibt nicht einen aktiven und einen passiven Teil. Die Berner Wohnung des Erzählers am Fluss ist ein «*exteritorialer*» Raum. Hier empfängt er die Besuche seines Verteidigers, hierher flüchtet er sich mit dem aufgegabelten Jungen im Park. Der Ölberg, wo man dem Ursprung jedes Schattens nachgeht, ist das Revier für solche Abenteuer. Aber der Protagonist besteht sie schlecht, er hat Angst vor Geräuschen im Rücken, ist unsicher, wie man seine Zeichen gibt. Deshalb auch verwechselt er den Ölberg mit Golgatha.

Das dritte Kapitel ist ein einziger Fluchtversuch vor der eigenen Veranlagung. Überall ist der Erzähler der

ungebetene Gast, auch zuhause auf dem Gut des Fürsprechers. Exterritorial bleibt er am «*Cockpit*» seines Schreibtisches, beruflich mit Büchern beschäftigt, die er rezensieren muss. Das «*Selbstgespräch mit dir*» dreht sich um die geheimsten Zärtlichkeits-Ängste und -Bedürfnisse, um das Erinnerungsvermögen der Haut. In kurzatmigen Einsätzen werden weitere Reisen rekapituliert, auf denen die beiden ein wenig verkommen wollen: «*mit dir kann man wohl ziemlich gut verkommen*». Doch wenn man flüchten will, muss man vernünftig sein, sonst entkommt man nicht. Fiebernde Neugierde im Aufbruch, Angst vor der Rückreise in einem Schiffsbauch. Bern mit der beleuchteten Parlaments-Basilika erscheint als uneinnehmbare Festung, abweisend und kalt, wenn man mit dem Kribbeln der unbestimmten Erwartung herumirrt.

Wir lernen die Schwierigkeiten aus den Lehrjahren eines Homosexuellen kennen, was die Sauna für ihn bedeutet, was das Freibad, was die Etablissements mit der bekannten Zweiklangklingel. Wild oder Jäger? Er hat keine Ahnung von den Spielregeln anfangs. Die Jugendangst vor den Turnhallen mit ihren staubigen Garderoben kommt wieder auf. Das Vakuum in der Brust, die Angst vor der Ablehnung. Was tut man zur «*Linderung des akutesten Leidens*»? Ein einziger Dornenweg. Es ist das grosse Verdienst von Geiser, dass solche Stellen nie degoutant ausfallen. Dafür sorgt ein Kaleidoskop von vielen Einzelbildern, gehalten durch die Assoziationssprünge. Für die etwas abgehackte, hastig die Zeitform wechselnde Erzählweise gibt es im vierten Kapitel («*Im Erdinnern*») eine unvermittelte Erklärung: «*Er bricht*

immer wieder ab, als getraue er sich nicht zu sprechen, wie jemand, der bedroht ist, das aber nur in verschlüsselter Form mitteilen kann.» Es ist keine Montage, aber ein diarienhaftes Mosaik, viele Sätze mit Auslassungspunkten, die an den Stil Max Frischs erinnern.

Schliesslich zwei Bilder für die Vorhölle. Ein einschlägiges Lokal wird wie folgt beschrieben: «*Die Lichtblitze, weiss ins Stockfinstere, verwandeln die Tanzfläche in einen Film, der bald reisst: die Bewegungen sind erstarrt, Sekundenbruchteile lang, zusammenhanglos, zerhackt im Rhythmus der Peitschenhiebe, grell aufleuchtende Posen, während die Schwerkraft aufgehoben scheint – viel Haar, nackte Arme, verrenkt ausgestreckt in die Finsternis, schwebende Körperteile, Torsos, verstümmelt, geköpft, gekreuzigt, gerädert, gehenkt, gevierteilt, zwischen Dunkelheit und Licht, verklärt*

in der Qual, verdammt in der Lust...» Im letzten Kapitel, einer Orgie zu zweit im verwachsenen und verwunschenen Seegut des Fürsprechers, graust ihm plötzlich die ländliche Ferienidylle, der schwarze Himmel, der schwarze Berg, die verlorenen Lichter, das gespaltene Dorf, die scharfen Hunde – «*mir graut es, nachtschwarz*». Das sind infernale Bilder für den Befund, dass es zwischen den beiden keine Erfüllung gibt. Die Prosa kreist ständig und ratlos um den unerfüllten Wunsch. Sie ist mit dem glühenden Atem der Eifersucht auf das sogenannte Normale geschrieben, das doch immer wieder vehement abgelehnt wird. Ein wichtiges Stück Bekenntnisliteratur.

Hermann Burger

¹ Christoph Geiser, *Wüstenfahrt*, Verlag Nagel & Kimche, Zürich 1984.

Schreiben hinter der Front

Jean Paul Sartres «Tagebücher 1939 bis 1940»¹

Bei Kriegsbeginn wurde Sartre eingezogen. Abseits der Front und ohne spezielle Funktion, konnte er es sich leisten, gleichsam mit der Feder zu leben: von Tag zu Tag weiter geführte Notizen sollten Zeugnis ablegen aus einer einmaligen historischen Epoche. Bis zum März 1940 füllte er vierzehn Hefte, von denen nach dem Tod nur noch fünf aufgefunden wurden. Heute liegt dieses zentrale und überaus bewegende Dokument auch in deutscher Übersetzung vor.

Auch wenn Sartre mit unbeirrbarer

Beharrlichkeit bei der Sache bleibt und sich von keiner kollektiven Nervosität anstecken lässt, so ist er doch kein Aussenseiter. Obwohl schon damals kein Unbekannter mehr, bleibt er für die Kameraden ein gewöhnlicher Soldat, mit dem man redet und streitet und stichelt; so ergeben sich auch wunderbar konkrete und differenzierte Porträts seiner Schicksalsgenossen, insbesondere im Hinblick auf Figuren der im Entstehen begriffenen «*Les chemins de la liberté*».

Viel wird vom eigenen Leben be-

richtet. Sartre, der bis dahin eher von sich weg gelebt hatte, in die Arbeit, die Reisen, die Liebschaften, ist plötzlich vom zivilen Dasein abgeschnitten: ein Anlass, das Gelebte gleichsam von aussen zu betrachten. Bezwingerd folgerichtig und auf höchstem Niveau wird diese Abrechnung geführt; und doch, wie der Autor die einzelnen Lebensstufen so kraftvoll in den Griff nimmt, das weckt ein leises Unbehagen. Man staunt, wie logisch er von einem zum anderen kommt, wie da alles so schön und rund aufgeht und fragt sich, ob das nicht doch eher weit abliegt von der Faktizität eines gelebten Lebens. Das röhrt an ein Paradox, das sich unter anderem auch in Sartres Genet-Studie meldet. Dem Autor, dem die Wahrung der «historicité» aller Erscheinungen, ihrer je einmaligen Situation, ein oberes Gebot ist, ihm kippt das betrachtete Leben gar leicht ins Essentielle und Grundsätzliche um; und so lesen wir auch hier viel eher ein aufgerundetes Lebensmodell als die Annäherung an eine tatsächliche Biographie.

Überzeugender tönt die Betrachtung der «philosophischen Entwicklung», die ebenfalls sehr ausführlich zur Sprache kommt und zum Teil schon Schlüsselgedanken zu «L'être et le néant» artikuliert.

Zu den schönsten Stellen aber gehören die Überlegungen zur Literatur; Sartre verschlingt eine ganze kleine Bibliothek und stellt bisweilen eine Liste des Gelesenen auf: nicht nur mit Franzosen beschäftigt er sich, aber doch hauptsächlich mit ihnen und vorab mit den «Vätern», in denen er seine eigene Tradition begründet sieht. St-Exupéry befindet sich darunter, Valéry Larbaud, Julien Green, Proust

und immer wieder André Gide. Meist setzen seine Betrachtungen sehr nah beim Materiellen, bei der Sprache an. Der selber so wortgewandte Autor hat auch ein hervorragendes Sensorium für die Wörter der anderen und dabei gelingen oft wahrhaft inspirierte Erkenntnisse. Voll von einer fast vergnüglichen Bosheit sind seine Ausführungen zu Flauberts «scheusslichem» Schreiben, was er mit Zitaten aus der «*Education sentimentale*» «beweist». Eine verbissene Schulmeisterei treibt er, und es fällt auf, wie sehr er sich dabei ereifert: man spürt fast körperhaft eine Hass-Faszination durch die Figur, die ihn später so zentral beschäftigen wird.

Ein anderes Schwerpunktmotiv, die lange Beschäftigung mit Wilhelm II., mag zunächst verblüffen. Bis sich aus den vielen Betrachtungen über das Ineinandergreifen von individuellem und historischem Schicksal ein zentrales Anliegen herauskristallisiert: des Kaisers atrophierter Arm, in dem er Parallelen sieht zu der eigenen Invalidität. Sartre weiss sich verurteilt, sein «totes Auge» zu sein, so wie Wilhelm II. dieser Arm sein muss. Die Augen, die daraus resultierende Hässlichkeit, das ist des Autors eigenes obsessives Thema; viele Stellen handeln davon, wie er sie zu überspielen sucht, durch geistigen Charme, den Umgang mit schönen Frauen usw., und dabei fehlt jede Selbstironie, mit der er sonst seine vielen Schwächen meist köstlich apostrophiert.

Selbst den innersten Impuls zum Schreiben will er von der Hässlichkeit ableiten, mit Argumenten, die ihm gewiss niemand ganz abkauf. Das aber ist auch gar nicht so nötig; «ich bin ein Lügner aus Spass daran», sagt er, an-

ders könnte er überhaupt nicht schreiben. Und diese Freude am Komödiantentum, der «bouffonnerie», meldet sich immer wieder. Sie verleiht diesen Zeugnissen aus einer von Sartres besten schöpferischen Epochen einen

Charme, der die dunkle Situation ihres Entstehens oft vergessen lässt.

Gerda Zeltner

¹ Jean-Paul Sartre, Tagebücher November 1939 bis März 1940. Rowohlt Reinbek 1984.

Politische Inventarisierung

Letztes Jahr erschien im Paul Haupt Verlag der erste Band des Handbuches über das politische System der Schweiz¹. In ihm ist eine Reihe von Beiträgen enthalten, die um den Kontext kreisen, in den Strukturen und Verhalten der schweizerischen Politik einzubetten sind. Ausführungen zur Staatsidee, Verfassungsgeschichte, den Funktionen des Rechts in der Schweiz, Wirtschafts- und Sozialstruktur und internationalen Umwelt geben dem ersten Band das Gepräge. Als Herausgeber fungierte der Rektor der Hochschule St. Gallen, Professor Alois Riklin.

Dieses Jahr nun ist der zweite Band erschienen, der von Professor Ulrich Klöti betreut wurde. In ihm ist der Faden weitergesponnen: auf die Grundlagen folgen die Strukturen und Prozesse. Das Ziel ist das gleiche geblieben. Auch der zweite Band dieses Handbuches soll sowohl besserer Einsicht in unser politisches System als auch der Selbstdarstellung schweizerischer Politikwissenschaftler dienen. Und in der Tat: Über die schweizerische Demokratie ist zwar schon sehr viel geschrieben worden; zusammenfassende Darstellungen aus der Sicht

der Politologen sind aber eigentlich rar. Es dominierte und dominiert noch immer die staatsrechtliche Darstellung. Grössere Analysen politischer Art blieben gutteils auf wichtige Einzelbereiche beschränkt: Erwähnt seien beispielhaft *Erich Gruner*, der sich mit den Parteien befasste, *Leonhard Neidhart*, dem eine sehr gute Analyse über die Wirkungsweise des fakultativen Referendums zu verdanken ist, *Raimund E. German*, der Innovationskraft und vor allem Innovationsschwächen des politischen Systems Schweiz erforschte, oder *Hanspeter Kriesi*, der eine weitangelegte Untersuchung über die Entscheidungsstrukturen unternahm. *Riklin/Kley* befassten sich mit der Stimmabstinenz in der direkten Demokratie und *Linder/Hotz/Werder* untersuchten die Planungsprobleme in der schweizerischen Demokratie. Vieles andere und oft nicht minder Wertvolles findet sich in Zeitungen und Zeitschriften, kleineren Monographien oder Dissertationen. Herausgehoben seien hier nur – wiederum beispielhaft – das Jahrbuch der Schweizerischen Vereinigung für Politische Wissenschaft und die Reihe «Staat und Politik» des Paul Haupt Verlages.

Einblick in Wirken und Werken

Wenn darum heute bereits der zweite Band des Handbuchs erschienen ist, so muss dies als sehr verdienstvoll bezeichnet werden. Die im Zentrum stehenden Analysen zu den Strukturen und Prozessen werden zusammenfassend präsentiert und vermitteln tatsächlich einen Einblick in das Wirken des politischen Systems und das Werden eines Wissenschaftszweiges. Dieses Gesamтурteil lässt sich auch fällen, wenn einzelne Beiträge oder Teile derselben im Ergebnis hinter andere gestellt werden müssen oder in der persönlichen Wertung des Lesers auf Kritik stoßen. Schade ist lediglich, dass der Anteil der französischsprachigen Politikwissenschaft auf einen einzigen Beitrag beschränkt worden ist.

Der neuerschienene zweite Band ist in vier Teile gegliedert. Ein erster Teil befasst sich mit den staatlichen Institutionen, also mit Regierung und Verwaltung, dem Parlament und der Justiz. Der zweite Teil widmet sich den intermediären Organisationen und Medien und handelt von den Parteien und Verbänden. Im Zentrum des dritten Teils steht die Partizipation des Bürgers. Wahlen und Volksabstimmungen, allgemeine politische Teilnahme und neuere Aktionsformen werden hier dargestellt. Teil vier schliesslich ist den Entscheidungsprozessen gewidmet. Er handelt von der Politikformulierung und von der Vollzugsforschung, davon also, wie Politik Entscheide fällt und wie diese Entscheide in der Praxis umgesetzt werden. Damit ist das Spektrum der Strukturen und Prozesse auf Bundesebene erfasst, denn die Föderalismusprobleme sollen in einem dritten und letzten Band bearbeitet werden.

Den insgesamt elf Beiträgen ist durchwegs die Beschränkung auf «facts and figures» eigen, wenn sie sich auch durch zum Teil recht eigenwillige Interpretationen auszeichnen. Verschiedene Denkrichtungen kommen zum Zuge; sie zeigen den pluralistischen Fächer auch der politikwissenschaftlichen Arbeit in der Schweiz. Da und dort wäre der Vergleich mit dem Ausland erwünscht gewesen. Nabelschau führt bekanntlich dazu, entweder Bestehendes unkritisch hinzunehmen oder mit Kritik allzu sehr zu überhäufen. Gerade politologisches Arbeiten ist diesem Vorwurf hin und wieder ausgesetzt und darum auf den Vergleich angewiesen.

Den Einstieg in die staatlichen Institutionen liefert der Beitrag von *Raimund E. Germann* über *Regierung und Verwaltung*. Er geht aus von einer wachsenden Staatstätigkeit, die sich in einer Staatsquote von 38,9 % des Bruttosozialproduktes, in 54 Bundesämtern und in einer grossen Normenproduktion niederschlägt. Heute machen über 450 000 meist vollamtliche Funktionäre die Exekutive in der gesamten Schweiz – Bund, Kantone, Gemeinden – aus. Dazu gesellt sich eine grosse Miliz, die ebenfalls an der Erfüllung öffentlicher Aufgaben mitbeteiligt ist.

So sehr die Staatstätigkeit im Bund gewachsen ist, so unwandelbar scheint die Grundstruktur der Bundesverwaltung; im Bild Germanns so fest wie das sanktgallische Siebengebirge der Churfürsten. Tatsächlich ist die Regierung im wesentlichen die gleiche geblieben wie vor hundert Jahren: es blieb bei sieben Bundesräten und sieben Departementen. Organisatorisch hat sich aber dennoch einiges verän-

dert. Nicht nur die Zahl der Bundesämter hat zugenommen, der Bundeskanzler wurde aufgewertet, zwei Staatssekretärenpositionen wurden geschaffen. Hinzu kamen Stäbe und Kommissionen, die – so schon der Hongler Bericht – auf Schwierigkeiten treffen und Schwierigkeiten bereiten. Hinsichtlich des Bundespersonals kommt Germann zum Schluss, dass es der Schweiz gelungen ist, ihre Zentralverwaltung im Vergleich zu andern Bundesstaaten sehr klein zu halten. Frauen und Linke seien darin unterrepräsentiert.

Gegenüber der gewachsenen Exekutive nimmt sich das Parlament bescheiden aus. *Alois Riklin* und *Alois Ochsner* gehen bei ihrer Darlegung des Parlamentes vorerst von Rahmenbedingungen und den Funktionen des schweizerischen Parlamentes aus. Dass die Schweiz keine volle parlamentarische Demokratie darstellt, sondern föderalistisch und direktdemokratisch aufgebaut ist, macht es aus, dass das Parlament auf Bundesebene ein eigenes Gepräge aufweist. Verfassungsmässig und politisch bedingt, sollen sich Parlament und Bundesrat arrangieren. Funktionell kommen den eidgenössischen Räten vier Hauptaufgaben zu: die Wahlfunktion, die Rekrutierungsfunktion, die Gesetzgebungsfunction, die Kontrollfunktion. Bei der Wahl des Bundesrates ist das Parlament stark. Es bildet darum eine Schule der Politiker im Blick auf künftige Bundesräte. In der Gesetzgebung ist das Parlament ein anregendes Organ, wenn man die grosse Zahl der Vorstösse betrachtet. Die Ausarbeitung der Gesetze erfolgt indessen weitgehend ausserhalb des Parlamentes, durch Verwaltung und Verbände. Da-

bei kann die Macht des Parlamentes durchaus antizipativ wirken. In den letzten Jahren hat das Parlament in wichtigen Fragen durchaus eigenständig gehandelt, wobei natürlich das Referendum seine Macht beschränkt. In der Kontrolle scheint das Parlament sehr selektiv.

Bei den Parlamentsstrukturen ist vom Zweikammersystem auszugehen, in dem der Ständerat im Vergleich zu andern zweiten Kammern gleichberechtigt ist. Die Parlamentsleitung ist überwiegend Kollegialorganen anvertraut: dem Büro des Nationalrates, der Fraktionspräsidentenkonferenz, dem Büro des Ständerates. Im Blick auf die Kommissionen hat sich das Parlament dem Typus eines Arbeitsparlamentes angenähert; die Kommissionstätigkeit ist jedenfalls sehr intensiv. Fraktionen und Parlamentsdienste bilden «Infrastrukturelemente» des Parlamentes; letztere sind sehr bescheiden. Soziologisch entspricht das Parlament in seiner Zusammensetzung nicht derjenigen des Wahlvolkes: höhere Berufe sind übervertreten, die über 50jährigen stellen den grössten Anteil, Frauen sind bekanntlich untervertreten. Die Interessenbindung ist gross. Im Blick auf die effektive Zeitbelastung wäre die Bezeichnung «Halbberufsparlament» zutreffender als der immer noch gängige Begriff des Milizparlamentes.

Die *Justiz* konnte vergleichsweise kurz behandelt werden. *Gerhard Schmid* umreisst das System der Bundesrechtspflege, der die Aufgabe der Prüfung der Verfassungsmässigkeit von Bundesgesetzen und Staatsverträgen abgeht. Sein Beitrag zeigt, wie wenig sich politikwissenschaftliches Arbeiten bisher in die Gefilde der Justiz hineingewagt hat.

Der Beitrag über die *Parteien* stammt aus der Feder von *Erich Gruner*. Gruner geht davon aus, dass für die Beurteilung der Parteien entscheidend ist, ob und wie sich die Grundorientierung und die Organisation einer Partei auf deren Charakter auswirken. In der Wechselwirkung zwischen Orientierung und Organisation ist zudem ein Drittes enthalten: die Kohäsion. In ganz kurzen Strichen stellt er die einzelnen Parteien in der Schweiz vor. Er schätzt den Anteil der Mitglieder an den Stimmberechtigten im Durchschnitt auf 18 %. Funktionell sind die Parteien die klassischen Vermittler zwischen Volk und Institutionen, die ihnen das Gepräge geben. Heute verweigern aber vor allem Jugendliche die parteipolitische Mitarbeit. Dabei erbringen die Parteien bestimmte Integrationsleistungen. Im Extremfall könnten sogar abhängige Klientelschaften entstehen. Gruner erwähnt sogar die italienische Mafia, deren Besonderheiten auch bei uns heimisch werden könnten! Kritisch führt Gruner des weiteren aus, dass die Parteien bei Wahlen und Abstimmungen an Bedeutung verlieren würden. Im Parlament würden «Krypto-Berufs-parlamentarier» – Parlamentarier mit einträglichen Verwaltungsratsmandaten – an Bedeutung gewinnen und sich von der bisherigen Art des gütlichen Einvernehmens lösen.

Der Beitrag von *François Höpflinger* über die *Verbände* zeichnet vorerst das Bild einer zahlenmäßig grossen und breiten Struktur in der Schweiz. Das BIGA-Verzeichnis wies 1979 1116 Verbände aus. Darin sind lokale, regionale und nicht-wirtschaftliche Organisationen nicht eingeschlossen. Der Verbandseinfluss beruht auf hohen

finanziellen Mitteln und Sachkunde, hohem Organisationsgrad, stärkerer ideologischer Geschlossenheit und Konzentration auf Teilinteressen. Bedeutsam für die Verbände ist das vorparlamentarische Entscheidungsverfahren, wobei sie auch in den Abstimmungen über eine starke Stellung verfügen. Höpflinger erwähnt darum auch die an den Verbänden angebrachte Kritik der Entmachtung von Parteien und Parlament, der Einseitigkeit der Interessendurchsetzung, der ungleichen Chancen und der Blockierung neuer Problemlösungen.

Ulrich Sixer geht bei seinem Beitrag über die *Medien* von einer relativ offenen Ausgangslage aus, was das reale Beeinflussungsvermögen der Medien anbelangt. Tatsächlich werden die Funktionen der Medien widersprüchlich eingeschätzt.

Das schweizerische Mediensystem ist von beachtlicher Flexibilität. Bei der Presse fällt auf, dass Zeitungstitel verschwinden, die Auflagenzahl aber steigt. In Dreiviertel aller Bezirke hat aber bereits eine Tageszeitung eine wirtschaftlich wichtige Mehrheitsposition, so dass Zweifel bestehen am Überleben der sogenannten Zweitzei-tungen.

In einem zweiten Beitrag widmet sich *Erich Gruner* dem Thema *Wahlen*. Im Gegensatz zum Ausland ist die Wahlforschung in der Schweiz noch wenig entwickelt, so dass sich die Aussagen in Grenzen halten. – Auch wenn die Wahlen in der Schweiz keine Auseinandersetzung zwischen zwei Blöcken bilden, haben sie doch den Charakter von Vertrauens- und Misstrauenskundgebungen gegenüber der bundesrätlichen Politik. Dies zeigt sich bei den verschiedenen Wahlgängen.

Auffällig ist, dass die Wahlpropaganda nicht besonders effizient scheint, da sich viele Bürger schon früh festlegen. Derselbe Bürger bemüht sich offenbar um so mehr an die Urne, je besser er in seiner sozialen Umgebung integriert ist.

Im Beitrag über die *Volksabstimmungen* kann sich *Hans-Peter Hertig* auf die Erfahrungen mit den VOX-Analysen stützen, die jeweils im Nachgang zu den eidgenössischen Urnen-gängen angestellt werden. Er geht davon aus, dass 94 % der referendums-pflichtigen Vorlagen ohne Abstim-mung Gültigkeit erreichen. M. a. W.: weniger als 10 % der im Parlament verabschiedeten Vorlagen werden mit einem Referendum in Frage gestellt. Allerdings lanciert man nicht alle Tage ein Referendum! Das Referendum hat viel zur Nationenbildung beigetragen. Es erhöht die Durchsetzbarkeit poli-tischer Entscheide, reduziert aber die Lösungseffizienz des politischen Sys-tems und privilegiert einzelne Grup-pen und Interessen. Letzteres wegen der Wirkungen, die die Abstimmungs-propaganda erzeugt. Es besteht nach Hertig eine hohe Korrelation zwischen Propagandadominanz und Abstim-mungsresultat.

René Levy und *Heinrich Zwicky* haben den Beitrag über die *politische Partizipation und neuere Aktionsfor-men* bearbeitet. Sie betrachten den Urnengang als staatsbürgerlichen Min-desteinsatz. Als solcher ist er Ausdruck einer grundsätzlichen Zustimmung zum politischen System. Wegen der sinkenden Beteiligung ist anzunehmen, dass der Legitimitätsglaube langfristig sinkt. Hinzu kommt die Vermutung, dass die Bedeutung des politischen Systems beim Bürger abgenommen

hat. Zu den konventionellen Aktions-formen sind neuerdings auch unkon-ventionelle zu zählen, wie Streiks, De-monstrationen, Störungen usw. Levy/ Zwicky stellen die Frage, ob der Ur-nengang durch solche neuere Formen substituiert werde. Manches hängt von der Urbanisierung ab, die einen stär-keren Problemdruck erzeuge und eine geringere soziale Kontrolle aufweise. Sie sprechen aber vor allem einem Re-präsentationsdefizit das Wort und for-dern eine reale Demokratisierung im politischen Bereich.

Der vierte und letzte Teil ist den Entscheidungsprozessen gewidmet. *Ulrich Klöti* befasst sich mit der *Politi-kformulierung*. Im Zentrum seines Beitrages steht die Beschreibung des Ablaufes des Gesetzgebungsprozesses. Er schildert dabei die Entscheidungs-anteile der Verwaltung, der Experten-kommissionen, der Vernehmlassungs-verfahren, des Bundesrates und des Parlamentes. Seiner Ansicht nach kann sich eine gesamthafte Würdigung des geschilderten Entscheidungsprozesses nicht auf ein gesichertes Urteil der Politikwissenschaft stützen. Es bleibt die Möglichkeit, einige Fallbeispiele beizuziehen und nach eigenem Ermes-sen zu verallgemeinern. Einige Folge-rungen zeigen sich aber dennoch. Zen-tral scheint auch ihm das Verbands-system, dann folgen Bundesrat und Verwaltung, während sich Parteien und Parlament in einer weniger günstigen Ausgangslage befinden. Insgesamt lässt sich sodann sagen, dass lange Prozesse zu kleinen, aber bei einer breiten «Mehrheit» gut abge-stützten Reformschritten führen.

Der Beitrag von *Jean-Daniel Delley* über *La mise en œuvre des politiques publiques* ist der Vollzugsforschung

oder Politikimplementation gewidmet. Seine Aussagen bewegen sich in einem Feld, in dem noch sehr grosse Arbeit zu leisten ist, die aber zur Abrundung dieses zweiten Bandes gehören. Vollzugsforschung wurde zu einem Zeitpunkt aktuell, als sich die Auffassung verbreitete, dass Gesetze an Wirkung verloren haben. Delley geht allgemein auf den Vollzugsföderalismus ein und hebt auch die Verflechtung zwischen öffentlichem und privatem Bereich hervor, insbesondere dort, wo private Organisationen mit dem Vollzug von öffentlichen Aufgaben betraut sind. Anhand insbesondere der Erfahrungen mit der Lex von Moos/Furgler meint er, es gelte den Kontext, in dem ein Gesetz stehe, zu kennen, die Ziele und Instrumente sowie die Adressaten zu analysieren, um den Vollzug zu beurteilen.

Strukturen und Prozesse auf dem Prüfstand

Nebeneinandergestellt setzen die elf Beiträge Strukturen und Prozesse gewissermassen auf den Prüfstand. Der Zeitpunkt dafür ist nicht ungeeignet. Seit einigen Jahren befindet sich die Totalrevision der Bundesverfassung in Arbeit. Politikwissenschaftler haben dabei auch ein Wort mitzureden. Vor allem aber befinden sich unsere Institutionen seit einiger Zeit offenen, latenten, diffusen und konfusen Anfechtungen ausgesetzt, derweil anderseits mangelndes politisches Engagement und fehlender bzw. sinkender Bürger- sinn beklagt wird. In der Gegenüberstellung der Meinungen und Ansichten fühlt man sich an ein Wort Jürgen Habermas' erinnert, der in seinem

Werk über den Strukturwandel der Öffentlichkeit von anspruchsvoller Gleichgültigkeit sprach. Dass die Ansprüche an das politische System gestiegen sind, darf angenommen werden. Die Messlatten wurden in den vergangenen Jahren stets höher gelegt. Einhergeschritten ist aber auch eine wachsende Individualisierung unserer Gesellschaft, eine Tendenz, angesichts wachsender Komplexität vorerst seinen eigenen Garten zu pflegen. Im Gegensatz zu Levy/Zwicky würde ich darum durchaus auch einen Verlust an Gemeinschaftssinn diagnostizieren, wenngleich Kritik am politischen System just von jenen besonders vorgebrachten wird, die einen Mangel an Gefühlen und Emotionen beklagen. Aber auch wenn die bei Gruner, Hertig, Höpflinger und Levy/Zwicky beschriebenen Legitimitätsverluste des schweizerischen politischen Systems allesamt zutreffen würden, wäre es unerlässlich, wieder den Sinn für gemeinsame politische Institutionen zu wecken. Dazu ist Verständnis nötig für das Zusammenwirken der einzelnen Institutionen, das in diesem Handbuch fast zwangsläufig etwas zu kurz kommen muss. Im Zusammenwirken kommen deren Stärken und Schwächen besonders deutlich zum Vorschein, denn das Phänomen der politischen Macht beinhaltet nichts anderes als ein Beziehungsverhältnis.

Im Zusammenwirken wird tatsächlich eine gewisse Innovationsschwäche unserer Demokratie sichtbar, gibt es tatsächlich Gleichere und weniger Gleiche innerhalb der Verbände- und Parteienstruktur, erscheint Politik insgesamt oft wenig greifbar und oft sogar unattraktiv. Um welchen Preis aber ist der Bürger, sind wir bereit, all

dem Abhilfe zu verschaffen? Etwa um den Preis der Abschaffung des Referendumsgesetzes? Ohne Referendum wären Parlament und Parteien stärker, zweifellos. Politische Verantwortlichkeiten würden sichtbarer; der Bürger könnte besser unterscheiden. Eine Opposition würde sichtbarer, der Gang zur Wahl deshalb spannender.

Das Zusammenwirken der Institutionen und politischen Kräfte zeigt eine grosse Verflochtenheit. Bis heute wurde die Integrationsleistung unserer Demokratie gross geschrieben. Die jüngste Wahl einer Frau in den Bundesrat ist ein Ausdruck dieses Integrationsbemühens. Aber um welchen Preis erfolgt dies? Meines Erachtens um den Preis, dass Schwächen in der Regierungspolitik sofort als Schwächen des gesamten politischen Systems ausgelegt werden. Weil alle wichtigen politischen Kräfte integriert sind, werden deren Leistungen auch als Leistungen des gesamten Systems betrachtet. Wo hingegen Regierung und Opposition einander gegenüberstehen, äussert sich Unzufriedenheit in Stimmengewinnen und -verlusten für Regierungs- und oppositionelle Parteien.

Nun können Kritiker natürlich einwenden, unsere Demokratie erbringe derzeit nicht mehr die Integrationsleistungen, wie dies etwa zur Zeit der Schaffung der Zauberformel der Fall war. Fraglos können sie dabei auf Bewegungen, Alternativen und Grüne verweisen, aber auch auf die gestiegene Zahl der eingereichten Initiativen oder der lancierten Referenden. Manches spricht bei der Bewertung dieser politischen Phänomene dafür, dass wir uns in einer Zeit des Übergangs befinden, in der – nach einem Wort von Karl Barth – die Kritik und die Betonung

des Negativen stärker sind, als was positiv erarbeitet worden ist. Noch mehr spricht darum dafür, dass man sich mit diesen neuen Phänomenen ernsthaft auseinandersetzt – positiv und negativ. Positiv wäre zu vermerken, dass viele der neuen Phänomene den Blick öffnen für eine Erweiterung des politischen Horizonts, dass Politik mehr sein muss als Basis für Wohlstandsmehrung und Wachstum. Hier ist ein neuer Konsens vonnöten. Parteien, Verbände und politische Institutionen haben sich in der Tat mit neuen Perspektiven auseinanderzusetzen. Sie haben es bisher nicht bzw. noch nicht immer in genügender Weise getan. Auf sie wartet darum eine neue Anstrengung.

Nicht alles aber, was sich als neu präsentiert, ist gleichzeitig mit dem Vermerk gut zu verstehen. Hinter oder im Strom neuer Phänomene verbergen sich Aufkündigungen der Solidarität einzelner oder einzelner Gruppen gegenüber bisher tradierten Gemeinschaftswerten und demokratischen Institutionen. Aktive Minderheiten sind noch nicht von vorneherein die Sprecher einer angeblichen Mehrheit, vor allem nicht, wenn sie sich als neue Gesellschaft propagieren. Auch gibt es keine vorrangigen Ansprüche, sondern nur solche, die sich im demokratischen Verfahren Zustimmung verschaffen. Dazu ermöglichen unsere Institutionen einen relativ offenen Zugang, wenn sie zuweilen auch viel Geduld abfordern.

Also: vor uns liegen wahrscheinlich unruhige Jahre, in denen Grundfragen der staatlichen Ordnung zur Disposition gestellt werden. Es ist zu hoffen, dass dabei auch der Beitrag der Politikwissenschaft ernst genommen wird. Denn das Handbuch vermittelt auch

in seinem zweiten Band wertvolle Ansätze zur Schärfung des politischen Sensoriums und zur Auseinandersetzung mit Phänomenen, die so oder so bewältigt werden müssen.

¹ Handbuch Politisches System der Schweiz. Band 2: Strukturen und Prozesse. Herausgegeben von Ulrich Klöti. Erschienen im Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1984.

Hans Peter Fagagnini

Hinweise

Westermanns Universalatlas

Unter dem Titel *DIERCKE Universalatlas* ist ein Karten- und Bilderwerk in Buchform erschienen, das neue Wege in der erdkundlichen Information beschreitet und insgesamt die Vielfalt der Erde zur Darstellung bringt. Unter der Leitung von *Ulf Zahn* haben zahlreiche Mitarbeiter Texte und Bilder zusammengestellt, Karten gestaltet und erläutert, die zusammen eine reich gegliederte Auskunft über Geschichte und Politik, Wirtschaft und Klima, aber auch Kultur und Reisen, Grossstädte und Kulturdenkmäler darstellen, so dass man sagen kann, es sei mit diesem Werk ein neuer Begriff des Atlanten geschaffen worden. Auf das Kapitel «*Die Erde im Weltall*» folgen prachtvolle Farbreproduktionen von Weltraumbildern, die so gestaltet sind, dass aus der Farbe Wattgebiete, abgerntete Felder, Nadelwald und sogar Truppenübungsplätze zu erkennen sind. Über den Wandel des Weltbildes gibt *Lothar Zögner* eine kulturhistorische Darstellung mit vielen Abbildungen, zum Beispiel einer Portolankarte oder einer 1482 in Ulm gedruckten Weltkarte nach Ptolemäus. Die Erweiterung des Weltbildes im Zeitalter der Entdeckungen führt über zur Entwick-

lung der modernen Kartographie. Doppelseiten zeigen die Erde physisch und die Erde politisch. Eine besondere Erdkarte ist der Plattentektonik und den Naturkatastrophen gewidmet, eine weitere den Bodenschätzen, dem Klima, der natürlichen Vegetation und den Tierreichen, der Bevölkerungsdichte und den Sprachgebieten. Auch die Zeitzonen sind in einer speziellen Karte veranschaulicht. Dann folgen die Karten der Kontinente, aufgeteilt in physische und politische, dann in Wirtschaftskarten. Fünfzehn der wichtigsten Grossstädte sind beschrieben und mit Plan und Photo vorgestellt. An diesen Teil schliesst sich ein Abriss der Universalgeschichte von *Wolfgang Birkenfeld*, von den ältesten Menschenfunden bis zur Gegenwart, wiederum reich und farbig illustriert, mit Karten erläutert und mit Statistiken ergänzt. Ein reichhaltiges Register erleichtert den Gebrauch dieser wirklich umfassenden Information über unseren Planeten (*Westermann Verlag, Braunschweig 1984*).

Der «rasende Reporter»

Egon Erwin Kisch war in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ein be-

rühmter Journalist und Schriftsteller. Er wurde 1885 in Prag geboren, war Lokalreporter der Prager Zeitung, Mitarbeiter am Berliner Tageblatt, Berichterstatter aus dem Spanischen Bürgerkrieg, lebte von 1940 bis 1946 im Exil in Mexiko, danach wieder in Prag, wo er 1948 starb. Seine Lebensarbeit galt dem Journalismus, und zwar pflegte er eine Gattung, die innerhalb der deutschsprachigen Publizistik als «amerikanisch» empfunden wurde. Immer hart an den Fakten, immer auf Draht, im Ton sachlich und oft das Sensationelle in beiläufiger Perfektion servierend, entspricht Kisch einem vor allem in den zwanziger Jahren bewunderten Typ des Reporters. Er hat, als er 1924 einige seiner Arbeiten aus zehn Jahren journalistischer Tätigkeit in Buchform herausgab, den erfolgversprechenden Titel davor gesetzt: *«Der rasende Reporter.»* Ob er vom Schweineschlachten im Røeskilde-Fjord, ob vom Abbruch der Pariser Morgue berichtet, er hat etwas zu erzählen und weiß es spannend zu machen. Der Verlag Kiepenheuer & Witsch hat den berühmten Band *«Der rasende Reporter»* (mit einem Nachwort von Hans-Albert Walter) neu herausgegeben. – In der DDR gibt es eine zehnbändige Gesamtausgabe der Schriften Kischs, darunter zwei Bände mit Zeitungsartikeln aus den Jahren 1906–1925 und 1926–1947. Da kann man, von den Herausgebern mit einem Anmerkungsteil versehen, vor allem auch den politisch engagierten Journalisten Kisch kennenlernen: Seine Artikel aus den Tagen der Machtergreifung Hitlers, seine Kommentare zum Reichstagsbrand und zu andern Zeitereignissen, alles in allem ein wichtiges Quellenwerk. Kischs Journalis-

mus ist parteiisch, schon in der Weimarer Zeit und dann erst recht danach pro-kommunistisch. Die Gesellschaftstheorie ist seine Sache zwar nicht, wohl aber die Stellungnahme, zum Beispiel in der Kritik an André Gides Bericht *«Retour de l'U.R.S.S.»*. Er hat für die *«Rote Fahne»*, für die *«Arbeiter-Illustrierte-Zeitung»* und andere Blätter geschrieben. Neben Berichten, Kommentaren und Glossen finden sich immer auch Rezensionen, nicht zu vergessen die Nachrufe, journalistische Pflichtarbeit, die in Zeitnot und Improvisation das genaue, das richtige Wort verlangt. So hat er über Erich Mühsam geschrieben, so über Käthe Kollwitz. Die gesammelten Werke Egon Erwin Kischs, darunter die zwei Bände *«Mein Leben für die Zeitung»*, sind im *Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar*, erschienen.

Schinderhannes

Der Räuber mit dem Übernamen Schinderhannes ist eine legendäre Figur. Moritatensänger haben die schaurlichen Geschichten seiner Untaten und seiner verdienten Hinrichtung auf Jahrmärkten gesungen und auf Tafeln warnend aufgezeigt. Zahllos sind die Druckschriften, die von der Popularität und Zugkraft des Themas zeugen. Selbst in die Literatur ist der Räuberhauptmann eingegangen. 1922 erschien der Roman *«Unter dem Freiheitsbaum»* von Clara Viebig, 1925 legte Curt Elwenspoek eine Biographie des «rheinischen Rebellen» vor, und 1927 wurde das Schauspiel *«Schinderhannes»* von Carl Zuckmayer uraufgeführt. Da wird schon deutlich, wie die Figur inzwischen ge-

sehen wird: als Rebell, der vorwiegend den französischen Usurpator des rheinischen Landes verfolgt, sich an französischem Gut und manchmal auch an Französinnen vergreift, aber die eingesessene Bevölkerung schont; als einer auch, der den Armen kein Leid zufügt und nur die Vornehmen plündert, allerdings hier mit Vorliebe die Juden – «was betrogen die Krummnasen die Bauern auch so!» Der Schinderhannes, Johannes Bückler mit bürgerlichem Namen, ist in der Legende ein Sozialrebell und Freiheitskämpfer, ein Rächer in den Wäldern.

Manfred Franke, Redaktor beim Deutschlandfunk und Verfasser verschiedener Bücher, fügt jetzt den zahlreichen Druckschriften und literarischen Zeugnissen eine reich dokumentierte Biographie hinzu, das umfassendste Buch über den Schinderhannes mit dem Untertitel: «Das kurze, wilde Leben des Johannes Bückler, neu erzählt nach alten Protokollen, Briefen und Zeitungsberichten.» Manchmal wird Geschichte in ihren Randfiguren lebendig. Dies hier ist ein Beispiel. (*claassen Verlag, Düsseldorf 1984.*)



**Es ist beruhigend,
vernünftig versichert zu sein.**

Bitte reden Sie mit uns.



Couverts mit dem praktischen Schnellverschluss GOESSLER PRESTOFORM sind in den Formaten C 6, B 6, C 6/5, C 5, B 5, C 4 und B 4 für die Geschäfts- und Privatkorrespondenz erhältlich. Verlangen Sie bitte Muster.

H. GOESSLER AG
Couvertfabrik



Binzstrasse 24
8045 Zürich
Tel 01 463 66 60



Bern
Tel 031 42 27 44
Lausanne
Tel 021 22 42 27

GOESSLER COUVERTS

GOESSLER-Couverts sind auch in den meisten Druckereien und Papeterien erhältlich.